



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goethe und der italienische Dichter Vincenzo Monti

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

urkunde eines bisherigen avoué oder Notars angestellt werden. Deshalb finden wir die uns etwas fremd anmutende Erscheinung in Frankreich, daß sich ein Notar oder avoué die Stelle von seinem Vorgänger kaufen muß, falls er es nicht vorzieht, dessen Tochter oder Witve zu heiraten.

Wenn ich zum Schluß die Eindrücke zusammenfasse, die ich von der französischen Justiz erhalten habe, so geht mein Urteil dahin, daß die französische Gesetzgebung im allgemeinen bestrebt ist, in der Entwicklung der Rechtspflege nicht still zu stehn. Umwälzende Neuerungen sind zwar seit langem nicht erfolgt, aber das ist auch nicht erforderlich. Die Franzosen haben schon seit etwa hundert Jahren ein einheitliches Recht, das sich ruhig und gleichmäßig weiter entwickelt, da der Richterstand von dem fortwährenden Wechsel der Regierung und der politischen Strömungen fast unberührt bleibt. Der französische Richter scheint auch besonders befähigt zu sein, den sich ändernden Bedürfnissen des praktischen Lebens gerecht zu werden. Freilich auch in Frankreich schilt man über die Urteile, aber wo geschieht das nicht? Einer ist immer der Unterliegende und mit dem Urteil unzufrieden. Zugeben muß man, daß die Ausbildung der französischen Richter nicht so gründlich ist wie bei uns. Gleich nach vollendetem Studium kann man Richter oder Advokat werden, während bei uns noch eine mehrjährige Thätigkeit als Referendar und ein zweites schwieriges Examen vorgeschrieben ist. Jedenfalls aber nimmt der französische Richter eine hochgeachtete, viel erstrebte und viel beneidete Stellung ein. Daß er bestechlich ist oder aus persönlichem Ehrgeiz falsche Untersuchungen führt, wie es in dem Schauspiel „Die rote Robe“ geschildert wird, glaube ich nicht. Denn während man sich wohl erzählt, daß Abgeordnete oder höhere Staatsbeamte ihre Stellungen dazu benützen, ihren oder ihrer Verwandten persönlichen Vorteil zu erreichen, habe ich nie gehört, daß in Frankreich ähnliche Vorwürfe gegen den Richterstand erhoben worden wären.



Goethe und der italienische Dichter Vincenzo Monti

Als Goethe im Sommer 1786 von Karlsbad aus nach Italien aufbrach, erging es ihm wie seiner Sphigenie, die an dem Ufer von Tauris lange Tage steht „das Land der Griechen mit der Seele suchend.“ Er schaute von den Abhängen der Alpen nach den Fluren Italiens mit einer Sehnsucht hinab, wie sie kaum ein anderer gefühlt hat. Die körperlichen Übel und die seelische Niedergeschlagenheit, die ihn in Weimar quälten, hatten in dem Grade zugenommen, daß er sich davon befreien mußte, wenn er weiter leben und weiter wirken wollte. Dazu kam sein heißer Durst nach der Kunst, deren heilig Bild, wie es in seinem Tagebuche heißt, er in die Seele prägen und zu stillem Genuße bewahren wollte. Und doch blieb er seinen Freunden in der Heimat treu; für sie wollte er Natur, Kunst, Land und Leute kennen lernen und in seinen

Briefen widerspiegeln. Deshalb finden wir in den italienischen Briefen keine eigentlichen Reiseberichte, die man auf einer Reise in Italien zu eigenem Zwecke nachschlagen könnte, aber wir finden das wichtigste Stück seines Lebensbildes, worin sich der Umschwung seines ganzen Wesens, seine künstlerische und seine dichterische Wandlung vollzog. Wer diese Briefe wiederholt liest, wird unwillkürlich an die Worte in Goethes „Gedichten“ erinnert:

Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergetzt die Augen!

Aus der frischen, klaren Sprache weht uns ein unvergänglicher Zauber entgegen, wir atmen den Duft des im Sonnenglanze vor seinen Augen daliegenden Landes, wir fühlen den wonnigen Kausch, der ihn erfaßte, wenn er frei von allen Fesseln die wunderbare Schönheit der Natur und der Kunstschätze in allen ihren einzelnen Formen schauen und aus warmem Herzen mit frischer Anschaulichkeit wiedergeben durfte.

Der Ruf des jungen Dichters war längst in Italien verbreitet, deshalb wurde er von den Italienern mit Bewunderung aufgenommen. Aber auch seine Landsleute wollten nicht zurückstehn. Von ihnen sagt der Dichter am 4. Januar 1787, sie seien wie mit einer Stimme für ihn und würden, wenn er nur ein wenig einstimme, hundert Thorheiten mit ihm beginnen und ihn zuletzt auf dem Kapitol krönen, worauf sie schon im Ernst gesonnen hätten. Darum sah sich Goethe zeitweilig genötigt, sein Inkognito aufzugeben, damit es ihm nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der sich für versteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt. So begrüßte er den Fürsten Liechtenstein und hörte dort, daß der Dichter Abbate Monti eine Tragödie Aristodemo geschrieben habe und sie ihm vorzulesen wünsche. Goethe ließ die Sache anfangs fallen, ohne sie abzulehnen, aber er fand den Dichter einmal bei dem Fürsten, und das Stück wurde vorgelesen. Zugleich wurde ihm zu verstehn gegeben, der Dichter des Werther würde es wohl nicht übel nehmen, wenn er in der Tragödie einige Stellen seines trefflichen Buches benutzt finde.

Vincenzo Monti war etwa fünf Jahre jünger als Goethe; er war 1754 bei Fusignano im Gebiete von Ferrara geboren, kam 1778 nach Rom als Sekretär des Don Luigi Braschi, des Neffen des Papstes Pius des Sechsten. Dort schrieb er, durch Alfieri begeistert, die Trauerspiele Galeotto Manfredi und Aristodemo. Weil er sich als Geistlicher trug, wurde er Abbate Monti genannt. In seinem Aristodemo benutzte Monti die Darstellung des Pausanias (IV, 9 ff.). Nach dieser Quelle beschloßen die Messenier während des ersten messenischen Krieges 743 bis 724 v. Chr., als sie von den Spartanern hart bedrängt waren, die meisten Städte zu verlassen und sich auf die Bergfeste Ithome zurückzuziehen, zugleich aber auch den Gott in Delphi um Rat zu fragen. Apollo antwortete, sie sollten eine Jungfrau aus dem Geschlechte der Apytiden opfern; wenn aber die durch das Los bestimmte Jungfrau nicht geweiht werden könnte, dann sollten sie aus demselben Geschlecht die Tochter

des Mannes wählen, der sie freiwillig zum Opfer anbiete. Wenn sie dies ausführten, würden sie den Sieg gewinnen. Das Los traf die Tochter des Lyziskus, aber der Vater floh mit ihr zu den Spartanern. Da bot Aristodemus, der aus demselben Geschlecht stammte, seine Tochter freiwillig als Opfer dar. Ein Messenier, der die Jungfrau liebte und sie retten wollte, offenbarte dem Vater, daß seine Tochter ihr Magdtum verloren habe und deshalb zum Opfer nicht mehr fähig sei. In seinem aufwallenden Zorn ermordet Aristodemus seine Tochter, erkennt dann aber, daß die Aussage ihres Bräutigams erlogen ist. Der Seher verlangt nun ein andres Opfer, aber der König Euphaës setzt in der Volksversammlung den Beschluß durch, daß der Befehl des Orakelspruchs durch den Tod des Mädchens erfüllt sei, und daß, was Aristodemus gethan habe, für sie genug sei.

Nach dem Tode des Euphaës wurde Aristodemus zum König gewählt. Aber bald verkünden göttliche Vorzeichen den unglücklichen Ausgang des Kampfes mit den Spartanern, dazu erschüttert den König ein furchtbares Traumgesicht, worin ihm seine Tochter erscheint. Als er sieht, daß das Vaterland verloren ist, und daß er seine Tochter umsonst geopfert hat, tötet er sich im letzten Jahre des Krieges auf dem Grabe seiner Tochter, nachdem er, wie Pausanias erzählt, alles für die Rettung seines Vaterlands gethan hat, was menschliche Kraft vermag.

Um diese Erzählung zur Tragödie geeigneter zu machen und die tragische Wirkung zu erhöhen, nahm Monti einige Änderungen vor. In der Tragödie beschließt der Vater den Tod seiner Tochter nicht aus Vaterlandsliebe, sondern aus Ehrsucht. Obwohl das Los von neuem über die Wahl des Opfers entscheiden soll, will er seine Tochter freiwillig opfern, um die Stimmen des Volkes bei der Königswahl für sich zu gewinnen. So erscheint er schuldiger, und die Gewissensbisse, die ihn peinigen, werden natürlicher. Auch vollbringt er die grausame That im geheimen, nicht wie bei Pausanias vor dem Volke, er erzwingt vielmehr die Verschwiegenheit der Seher. Dadurch erscheint der Gram über seine That, die er in der Tragödie fünfzehn Jahre lang allein für sich getragen hat, natürlicher und packender. Dazu erdichtet Monti den Tod der Mutter, die sich in rasendem Schmerz über der Leiche der Tochter mit demselben Schwerte tötet, unter dessen Streichen ihre Tochter fiel. Bei Monti schließt Aristodemus Frieden mit den Spartanern durch Vermittlung des Lysander. Das Volk jubelt bei dieser Nachricht auf, nur Aristodemus hat keinen Teil an dieser allgemeinen Freude. Der Gram und die Gewissensbisse über den geheimen Mord seiner Tochter haben seinen Geist zerrüttet, das Gespenst der Gemordeten, das ihn unaufhörlich in furchtbarer Erscheinung verfolgt und Sühne heischt, nimmt ihm den letzten Rest seiner Kraft und seiner Besinnung, sodaß er sich auf dem Grabe der Tochter tötet.

Wenn wir die Berührungspunkte in der Tragödie und in Werthers Leiden ins Auge fassen, so finden wir in beiden Stücken dieselbe Empfindsamkeit, die in der völligen Herabstimmung aller sittlichen und physischen Kräfte besteht, dieselbe Weichheit, die immer von Thränen überquillt und vor jeder Berührung mit der wirklichen Welt zurückflieht, dieselbe Todessehnsucht und Verzweiflung

am Leben, sodaß sich der Held den Tod mit eigener Hand giebt. Auch in einzelnen finden sich einige Übereinstimmungen, die zuweilen merkwürdig sind. Als Werther durch seine Leidenschaft für Lotte innerlich zerrüttet ist, fühlt er, daß ihm nur Thränen Linderung verschaffen können. Darum sagt er von sich am 3. November: „Der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunn, wie ein verletzter Eimer! Ich habe mich oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackermann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist und um ihn die Erde verdürstet.“ Ähnlich sagte Aristodem IV 2, daß ihm die Bangigkeit das Herz zersprengt, wenn er es sich nicht durch Weinen erleichtert. Werther nennt am 8. Februar einen neuen Tag, wenn die Sonne morgens aufgeht, ein himmlisches Geschenk, aber dieses Geschenk sei für die Menschen nur dazu da, einander Gesundheit, guten Namen und andre Güter zu rauben. Ähnlich fragt Aristodem II 5 in seiner Unterredung mit Lyfander, warum der Himmel uns das Geschenk des Lebens nur dazu gegeben habe, uns zu hassen und zu würgen.

Als Werther mehr theoretisch den Selbstmord verteidigt, erwidert Albert, er vermöge es sich nicht vorzustellen, wie ein Mensch so thöricht sein könne, sich zu erschießen. Aber Werther giebt sich nicht gefangen, sondern erwidert, die menschliche Natur habe ihre Grenzen, sie könne Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und gehe zu Grunde, sobald der überstiegen sei. Ähnlich ruft der treue Gonipp dem Aristodem die Mahnung zu, sich die so schauerhafte Thorheit des Selbstmordes aus dem Sinne zu schlagen. Ähnlich wie Werther erwidert auch Aristodem, er habe die Leiden so lange ertragen, als sein Mut sie an Größe übertraf, aber nun sei er der Schwächere geworden; seine Leiden würden vom Übermaße des Schmerzes überstiegen, darum erliege er. Als Werther noch gar nicht Lotte kannte, hatte er schon manches erfahren, was ihn in seiner Empfindsamkeit quälte, darum ermahnte sein Freund Wilhelm ihn brieflich, das Vergangne zu vergessen. Werther antwortet am 4. Mai, der Freund habe Recht, der Schmerzen wären weniger unter den Menschen, wenn sie sich nicht mit so viel Emsigkeit der Einbildungskraft beschäftigten, die Erinnerungen des vergangnen Übels zurückzurufen, eher als eine gleichgiltige Gegenwart zu ertragen. Ebenso ruft Gonipp im dritten Akt, Szene 7 dem Aristodem zu, er möge die Erinnerung meiden, für immer vergangne Dinge vergessen und nicht durch quälende Erinnerung seine Wunden größer machen.

Werther schreibt am 30. August: „Ich sehe dieses Elends kein Ende als das Grab.“ Auch Aristodem ruft aus, daß die Menschen unglücklich sind und sonst nichts Gutes haben als den Tod.

Als Werther seinen Tod beschlossen hat, schreibt er in sein Tagebuch: „Zum letzten male schlage ich diese Augen auf. Sie sollen ach! die Sonne nicht mehr sehen.“ Als er Lotte zum letzten male besucht, liest er ihr seine Übersetzung Ossians vor, die letzten Worte daraus mit gebrochener Stimme: „Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen und wird mich nicht finden.“ In ebenso sentimentaler Anwandlung sagt Aristodem zu Gonipp,

morgen werde die Sonne aufgehen, die von ihrer Höhe sonst ihr Licht auf seine Größe warf, in diesen Hallen werde ihr Strahl ihn suchen und nur den Stein sehen, der ihn deckt.

Am meisten fällt die Ähnlichkeit in folgendem Punkte auf. Wilhelm hat Werther, wie aus den Briefen vom 3. September und 20. Dezember hervorgeht, wiederholt aufgefordert, den Ort zu verlassen, damit er sich in neuer Umgebung zerstreuen und Lotte vergessen könne. Lotte selbst sagt zu ihm bei der vorletzten Unterredung: „Gewinnen Sie es über sich! Eine Reise wird Sie, muß Sie zerstreuen!“ Ebenso sagt der treue Gonipp zu Aristodem, Zeit und Entfernung werde den Aufruhr seiner Seele beschwören. Er möge diesen Ort verlassen, wo so viele Gegenstände seinem Schmerz neue Nahrung geben. Der König solle mit ihm vereint ganz Griechenland besuchen, die Städte und ihre Sitten sehen, auf hundert Weisen werde er dann beschäftigt und zerstreut. Die Aufforderung an Werther, auf Reisen zu gehen und sich dadurch zu zerstreuen, erscheint natürlich und der modernen Auffassung angemessen, nicht so bei Aristodem. Es ist eine starke Zumutung für die Zuschauer, zu glauben, daß man in den Zeiten, die an der Grenze des heroischen Zeitalters liegen, in dem durch fortwährende Fehden und Kriege zerrütteten Griechenland eine Erholungsreise antreten, die Städte und ihre Sitten kennen lernen könne, um sich zu zerstreuen. Wir sehen, daß Monti durch die Gewalt, die Werthers Leiden auf die Geister seiner Zeit ausübte, stark beeinflusst wurde. Goethe selbst hatte diese sentimentale Richtung längst überwunden, der Schatten seines Helden der Empfindsamkeit war für ihn in weite, kaum noch sichtbare Ferne gerückt. Zudem hatte er sich in seinem Werther als den rechten Meister gezeigt, er hatte die eignen zerrissenen Gefühle, Stimmungen und Erlebnisse in die reinere Sphäre der allen Zeitgenossen eigentümlichen Richtung erhoben und gerade dadurch sich selbst geheilt und seiner Zeit das zauberkräftige Mittel gegeben „zu fliehen aus der Sinne Schranken in die heitere Freiheit der Gedanken.“ In seiner Beschreibung der Kampagne in Frankreich sagt er mit Recht, Werther habe keineswegs eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Übel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen war. Wir müssen darüber staunen, daß diese krankhafte Richtung auch in Italien Boden oder doch Verständnis fand, und können Goethe verstehen, wenn er in Rom am 23. November 1786 nach der Vorlesung des Aristodem ausruft, selbst in den Mauern von Sparta könne er den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen. Der Dichter hat wiederholt irrtümlich Sparta genannt, während Messene der Schauplatz der Handlung in der Tragödie ist.

Goethe sagt von dem Stücke, es habe einen sehr einfachen, ruhigen Gang; die Gefinnungen wie die Sprache seien dem Gegenstande gemäß, kräftig und doch weichmütig, die Arbeit zeuge von einem sehr schönen Talent. Nach der Vorlesung verfehlte er nicht, alles Gute und Lobenswürdige hervorzuheben, während die Anwesenden mit südlicher Ungeduld mehr verlangten. Als er aufgefordert wurde, den Erfolg des Stückes vorher zu sagen, entschuldigte er sich mit seiner Unkunde des Landes, der Vorstellungsart und des Geschmacks, setzte aber hinzu, er verstehe nicht recht, wie die an Abwechslung gewöhnten

Römer sich an dem edeln, ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergötzen könnten, auch schiene ihm der Selbstmord ganz außer dem Kreise italienischer Begriffe zu liegen. Am 4. Januar 1787 schreibt Goethe, dem Dichter sei hange wegen des Erfolges, und er habe Ursache dazu, denn es sei ein unbändiges Publikum, das von Moment zu Moment amüsiert sein wolle, und das Stück habe nichts Brillantes. Endlich wurde Aristodem glücklich und mit großem Erfolge aufgeführt. Die einflußreichen Verwandten Montis und die deutsche Künstlerbank ließen es unter Goethes Einfluß nicht an lautem Beifall fehlen.

Wie lebhaft sich Goethe dieser Vorgänge und seiner Mithilfe bei der ersten Aufführung des Stückes noch im höhern Lebensalter erinnerte, tritt uns aus einer Stelle in „Des Epimenides Erwachen“ Theaterprogramm II entgegen. Er betont dort, daß es wirklich eine Wohlthat sei, die man einem großen Publikum erzeuge, wenn man es zu seinem Besten aufklärend bearbeitet. Dann fährt er fort: „Ich war in Rom, als Abbate Monti seinen »Aristodem« wollte vorstellen lassen. Ich wohnte einer Vorstellung bei und war unter denen, welche zweifelten, daß das Stück greifen könne, weil die Italiener den Selbstmord für die größte Absurdität halten und sich nicht in die Lage setzen können eines Königs, der sich aus Gewissensbissen entleibt. Die Wohlwollenden wurden daher einig, sowohl die alte Mythe als die neue Bearbeitung in allen Gesellschaften zur Sprache zu bringen. Vielleicht hätte auch ohne dies das Stück, welches sehr gut geschrieben und trefflich aufgeführt war, auch nicht weniger von Nepoten begünstigt, sein Glück gemacht; aber wir andern bildeten uns ein, durch unsre freundliche Einwirkung so viel beigetragen zu haben, daß der Beifall einstimmig und leuchtend war.“

Den Aristodem gab der gefeierte Zanarini, dessen Darstellung Monti selbst den Erfolg, den das Stück in Rom fand, in erster Reihe zuschrieb. Auch in andern Städten, besonders in Parma, fand die Tragödie günstige Aufnahme und ist auch heute in Italien noch nicht vergessen; man zitiert sogar nicht selten Stellen daraus. Es ist bekannt, daß Frau von Staël-Holstein in der Korinna (VII, 2) und Simonde de Sismondi in seiner Litterature du midi de l'Europe diese Tragödie zu den besten italienischen Dramen zählten.

Monti blieb mit Goethe in dauernd freundlicher Beziehung und schickte ihm 1812 seine Überetzung der Ilias. Goethe sagt in einer Notiz, die er sieben Jahre später niederschrieb, Monti kämpfe eifrig und kräftig auf der klassischen Seite. Die Beziehungen Goethes zu Monti und seinem Aristodem, so geringfügig sie auch zu sein scheinen, sind für uns nicht ohne Bedeutung, weil sie uns zeigen, in welchem Umfange die krankhafte Wertherstimmung selbst in Italien Verständnis fand. In diesen kurzen Bemerkungen tritt uns der Meister entgegen, der auch scheinbar unbedeutenden Ereignissen und Begegnungen Leben und Bedeutung zu geben versteht.

Wenn sich sein Standbild, das ihn auf der Sonnenhöhe seines Lebens und Dichtens darstellen soll, als hochherziges Geschenk unsers Kaisers in Rom erhebt, dann soll es in seiner plastischen Schönheit dem Beschauer zurufen, was die Menschheit diesem Genius verdankt, der sich aus eignem Zwiespalt

zur innern Einheit durchgekämpft hat und uns zur idealen Höhe emporführt, wo das Verworfene schwindet und sich in Harmonie auflöst. Dann werden auch seine Beziehungen zum Abbate Monti wieder aufleben, der zu ihm mit Bewunderung aufsaß und die Anregungen, die er ihm verdankte, offen und ehrlich bekannt hat.



Von einer Weltreise

3. Die Psychologie des Tropenkollers



dieses Herrentum unter den Farbigen hat für jeden Weißen etwas Berauschendes an sich. Diese Macht, die nicht durch Geld gekauft, nicht durch Gewalt erzwungen worden ist, sondern jedem, der aus den engen Verhältnissen Europas kommt, jedem siebenjährigen Kaufmannsjüngling, der vielleicht bisher nur gehorcht und nie befohlen hat, zufällt, als ein Vorrecht des Blutes und der Abstammung der geringwertigern Rasse gegenüber, schürt in jeder Brust ein Hochgefühl, das Entbehrungen, Gefahren, Siechtum und früher Tod, die feindlichen Mächte in den Tropen, nicht herabstimmen. Es soll der Zauber der Geschichten des Dichters Rudyard Kipling sein, daß er den Hochgenuß dieses Herren- und Erobererlebens des Weißen in allen Erdteilen mit der Poesie der Gefahr, der natürlichen Roheit und Ursprünglichkeit zu schildern weiß. Denn auch der geringste englische Soldat ebenso wie der einfachste Matrose unsrer Handelsschiffe nimmt an diesem Herrentum der Weißen voll Anteil.

Es ist die ungebändigte Willenskraft, die hier besungen wird. Es giebt heute Dichter und Verherrlicher der Willenskraft, wie es früher Dichter der Liebe gab. Kein schöneres Gewächs wächst auf Erden, als ein hoher, starker Wille. Kraft haben, einen ganzen Willen lang zu wollen. Diese Worte sind von Nietzsche.

Wenn etwa heute ein hochgelehrter, vornehmer, feinfühlig, weichmütiger Sinder die Poesie Nietzsches kennen lernen würde, etwa wie er die ferne, schöne Zeit besingt, wo ein Volk noch den Mut hatte, über ein andres Volk Herr sein zu wollen, oder wenn er seine Lehre von der Herrenmoral kennen lernte, zumal in ihrer Verballhornisierung und Popularisierung, würde er ausrufen: Diese blonde Bestie, dieses lachende, thatenfrohe Barbarenvolk, das jede alte Kultur über den Haufen rennt, diese Herrenmenschen, die kein Recht außer ihrem Willen kennen, sie sind nicht ein Zukunftsbild, wie der Dichter meint, sondern wir Sinder kennen sie. Seit hundert Jahren sind sie unsre Herren, und wir die Opfer ihres Übermuts, der sich mit seiner Eroberungslust jenseits von Gut und Böse glaubt. Dieser Dichter giebt nur Stimme den Thaten seiner Zeit.

Alle farbigen Völker könnten diesem Sinder zustimmen. Denn überall sind sie die Beute der Herrschsucht der Weißen, die ihre Grenze bisher nicht am menschlichen Widerstand, sondern nur an dem Widerstand der Elemente